

Jardine Libaire
Uns gehört die Nacht

ROMAN

Aus dem Amerikanischen von
Sophie Zeitz

Diogenes

Titel der 2017 bei Hogarth, London/New York,
erschienenen Originalausgabe: ›White Fur‹
Copyright © 2017 by Jardine Raven Libaire
Covermotiv: Foto von Macarena Nieto
Copyright © Macarena Nieto

Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 2018
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
120/18/852/1
ISBN 978 3 257 30072 7

Für Neil Barrett Little

Ich nehme dich beim Wort.
Nenn' Liebster mich, so bin ich neu getauft,
Ich will hinfort nicht Romeo mehr sein.

*William Shakespeare,
Romeo und Julia*

Ich erinnere mich an ein kleines Mädchen in
einem weißen Kaninchenmantel, Mütze und
Muff. Eigentlich erinnere ich mich gar nicht
an das kleine Mädchen. Ich erinnere mich nur
an den Mantel, die Mütze und den Muff.

*Joe Brainard,
Ich erinnere mich*

Juni 1987

Vor dem Motel-Fenster leuchtet Wyoming im Sonnenuntergang. Eine Winston-Werbung glüht am Horizont neben dem Highway, als würden sich die Zigaretten in der Schachtel selbst entzünden.

Unter dem Beifußgestrüpp am Straßenrand hat sich Regenwasser gesammelt, und die Wärme macht aus den Pfützen Parfum: grasig, medizinisch, überirdisch.

In Zimmer 186 des Wagon Wheel Inn kniet Elise auf einem mandarinenfarbenen Teppich. Ihr Haar glänzt ölig und ist zu schmalen Zöpfen geflochten, in ihrem Nacken steht ein Name in Schreibschrift tätowiert. Mit beiden Händen hält sie das Gewehr, den Lauf gegen Jameys Brust gedrückt.

Er sitzt auf einem Stuhl mitten im Zimmer, die Hände auf den Oberschenkeln.

»Liebst du mich denn nicht?«, fragt er leise, verzweifelt.

»Elise. Komm schon. Liebst du mich nicht?«

Sie beißt sich auf die Lippe.

Er trägt kein Hemd, nur Jeans, die nackten Füße nach außen gedreht. In dieser Position verharrt das Paar seit zwei Stunden und vierzehn Minuten.

Jetzt fünfzehn.

Ihre Muskeln zittern. Dabei müssten seine zittern.

Falls der Eindruck entsteht, das Zimmer sei klein, das

ist es nicht. Es ist aufgebläht, riesig – es pocht wie eine Milliarde Herzen, so wie ein Raum pulsiert, wenn sich die Menschen darin ihrer Macht bewusst werden. Elise wird die Augen schließen, das Gesicht abwenden und das Gewehr entsichern.

Januar 1986

Alles fängt in Connecticut an. Elise sitzt auf der Couch und lauscht dem Abendlied der Stadt, Kirchenglocken und Polizeisirenen. Sie neigt ein wenig den schönen schmalen Schädel.

Winter in New Haven: herb, spröde, grau wie Eis, das sich auf Milch bildet.

Robbies Wohnung – *und ihre Wohnung*, sagt Robbie – ist leer wie ein besetztes Haus, in den Schlafzimmern Matratzen mit dünnen Decken. Die Vorhänge sind rauchvergilbt. An der Külschranktür schichten sich Sticker von Radiosendern, Hardcore-Bands und Obst-Aufkleber. Ein einzelnes aufgequollenes Cornflake liegt in der Spüle.

Wo bei anderen Leuten ein Kruzifix an der Wand hängt, klebt in Elises Zimmer eine ausgerissene Seite aus dem *Rolling Stone*: Prince in einem dunstigen lavendelfarbenen Paradies.

Elise wohnt seit drei Monaten hier, seit Robbie sie im unverriegelten Pontiac seines Lovers schnarchend auf der Rückbank fand, sie zitterte unter einem struppigen weißen Pelz.

Zuerst dachten sie, sie wäre ein Hund.

»Oh! Euer Auto?«, fragte sie mit einem schiefen Lächeln, die Augen klar, keine Drogen.

Als sie ausstieg, war sie größer als die Jungs, einen Ruck-

sack in der Hand wie ein Pendel, und man sah ihr die Angst an. Eine auf elegante Art traurige Ausreißerin in weißen Turnschuhen und mit goldenen Bambusohrringen.

Die Männer entspannten die Fäuste wieder.

Robbie nahm Elise auf, und seitdem sind die beiden wie zwei ungleiche Tiere in einer Fabel – die Giraffe, die der Biene hilft, der Hase, der dem Elefanten das Leben rettet, kleine Abenteuer auf jeder Buchseite.

Die neuen Hausgenossen wurden Freunde, als sie zusammen Makkaroni kochten, in Socken und Schlafanzug zu Michael Jackson tanzten, Limo tranken und nachts im Fernsehen offene Kanäle sahen. Keiner von beiden hatte einen verdammten Schimmer, was sie mit dem Leben machen sollten, außer leben.

Sie sieht aus dem Wohnzimmerfenster. Das Haus ist eine Bruchbude, verrottet bis zur Traufe, die Etagen in billige Wohneinheiten zerteilt. Doch es erträgt seinen Verfall gefasst, beinahe vergnügt, wie ein Grinsen mit Zahnlücke.

Nebenan steht ein weißes Townhouse, in dem zwei Yale-Studenten wohnen. Ein Kronleuchter fängt dort drüben das letzte Licht des Tages ein, wenn alles andere schon im Dunklen liegt. Hier haben reiche Leute gelebt, bevor die Gegend den Bach runterging, und das Haus wirkt fehl am Platz wie eine höhere Tochter, die im Supermarkt an der Kasse sitzt.

Zufällig stehen die Jungs auf der Veranda und rauchen.

Jetzt tut sie es, beschließt Elise, bevor sie es sich anders überlegt. Sie ist immer noch wütend.

Sie zieht den Reißverschluss ihres weißen Kaninchenfellmantels hoch, der knielang ist und einen Vinylgürtel hat, der Name *Esther* ist mit lila Garn in das fadenscheinige Taftfutter gestickt. (Den Mantel hat sie in einem Greyhound-Bus gegen eine Dose Pringles getauscht, an einem ungewöhnlich warmen Abend im Herbst, während draußen die Fabriken von Elizabeth, New Jersey, in der Dämmerung vorbeiglitzen. Die junge Schwarze, der er gehört hat, war zugehörnt und zufrieden mit dem Tausch, weil sie nicht froh und anscheinend dachte, sie würde nie mehr frieren. *Ich hab aber schon ein paar Chips gegessen*, witzelte Elise, als sie ihr die Dose gab und den Pelz bekam. *Macht nichts, Kleines*, hatte die Frau gemurmelt. *Alles cool.*)

Elise verlässt die Wohnung. Sekunden später kriecht ihr die Nachtluft unter den Saum.

Blicke kreuzen sich. Elise hebt die Hand.

»Hallo, Nachbarin«, sagt einer der Studenten zum ersten Mal, seit sie hier wohnt.

»Hallo«, antwortet sie.

»Wohin des Wegs?«, fragt er, offensichtlich angetrunken.

Sie zieht die Nase hoch und sieht weg. »Bier holen.«

Ihr Akzent ist deutlicher, als die Jungs erwartet haben.

»Wir haben Bier.«

»Welche Sorte?« Elise kneift die Augen zusammen.

»Die Sorte«, sagt er, »für die du nicht durch die Kälte laufen musst.«

Die drei schlendern ins Haus, als wäre es das Normalste der Welt, als wäre keiner von ihnen neugierig. Matt holt drei Flaschen Heineken aus dem Kühlschrank.

Elises Herz ist eine kaputte Maschine, es scheppert und stampft.

»Wie heißt du noch mal?«, fragt er, obwohl sie sich nicht vorgestellt hat.

»Elise.«

Ist sie gefährlich? Ist sie hübsch? Die Jungs blinzeln, als würde Elise vor ihren Augen schillern und wabern, als wüssten sie nicht, was sie von ihr halten sollen.

Elise hat langgestreckte Glieder und runde feste Brüste. Jungshüften. Ein Windhund, aerodynamisch, geprügelt, schnell wie der Teufel, zum Rennen gemacht, zum Verlieren geboren. Ihr Gesicht ist markant, von dunklen Zöpfchen gerahmt, die Züge reduziert, um den Luftwiderstand zu verringern, wie um noch größerer Geschwindigkeit willen. Die Kopfhaut – bleich. Haut und Haar glänzen leicht, aber die grauen Augen in der schwarzen Kajal-Umrandung sind sanft. Eine Kerbe am Wangenknochen, vielleicht von den Windpocken.

»Ich bin Matt«, sagt der, der das Gespräch führt, sein Blick abschätzig, lieblos. In seinen Augen passiert nichts bis auf ein schales Bitzeln, wie abgestandenes Root Beer.

»Ich bin Jamey«, sagt der mit dem Grübchen am Kinn. Er sieht aus wie ein Stummfilmstar, den man unter Drogen gesetzt hat, wächsern, die Augen gleichzeitig lustverhangen und chorknabenkeusch.

Jamey.

Gleichzeitig Stricher und Kunde, eine Möbiusschleife von angeborenem Luxus und seiner eigenen Ausbeutung.

»Schicke Hütte«, sagt sie.

Ein Kamelhaarmantel auf einem Stuhl. Auf dem Couch-

tisch *Interview* und das *Wall Street Journal*, Zigarettenpäckchen, gefaltete Zwanziger und Münzen, Perrier-Flaschen.

In ihren Stiefeln und dem schmuddeligen Pelz wandert sie herum wie eine Inspektorin.

»Bist du in Yale?«, fragt Matt mit unbewegter Miene, obwohl sie genau wissen, dass Elise nicht studiert.

»Nee.«

Jamey fragt: »Bist du aus New Haven?«

»Aus Connecticut. Seid ihr von hier?«

»Wir sind aus New York.« Matt beantwortet die absurde Frage mit höflichem Ton und zündet sich eine Kippe an.

»Brüder?«, fragt Elise.

»Nein.« Matt schüttelt das Streichholz aus. »Nur wie Brüder.«

»Zusammen aufgewachsen«, erklärt Jamey.

Elise hat die beiden beobachtet, seit sie vor ein paar Monaten nebenan eingezogen ist, aber bisher konnte sie sie kaum auseinanderhalten. Jetzt ist klar, dass sie Gegensätze sind. Sie hatte sie durch beschlagene Scheiben beim Rasieren gesehen, weißes Handtuch um die Hüften. Wenn sie ihre langen Mäntel zuknöpfen, in ihre Autos stiegen, mit klobigen Autotelefonen telefonierten.

Jamey steht auf, um sich noch ein Bier zu holen.

»Bringst du mir auch eins mit?«, sagt Matt.

»Mir auch«, ruft Elise hinterher.

Matt wirft Jamey einen Blick zu, doch der grinst nur, zuckt die Schultern und kommt mit drei Flaschen zurück.

Sie sitzen im Wohnzimmer und trinken. Elise müsste längst gehen, aber sie steht nicht auf.

Spät in der Nacht hat Elise gesehen, wie die Jungs Mädchen in Abendkleidern mit nach Hause brachten. Totes Laub mitschleifend, Smokingjacken um die Schultern. An goldenen Nachmittagen kommt manchmal ein Mädchen im Faltenrock vorbei, lehnt das Fahrrad ans Verandageländer und huscht ins Haus. Morgens gehen die beiden früh zur Uni, Haare nass und gekämmt, wenn die Welt noch müde und mürrisch ist. Sie grüßen den alten Vermieter, der auf dem Gehweg Schnee schippt.

»Na dann«, sagt Matt nachdrücklich. »Ich muss ins Bett.«

Aber sie hat auch gesehen, wie Matt Robbie auf dem Gehsteig nachgeäfft hat, zur Belustigung seiner Kumpel mit den Ray Bans und Shetlandpullovern, ohne dass Robbie es mitbekam (der sie im Vorbeigehen sogar zögernd gegrüßt hatte), wie Matt ihn mit abgewinkelter Hand und einer tontigen Grimasse imitiert hat.

»Ich schätze, wir sehen uns«, sagt Matt noch einmal.

»Ja, kann sein.« Elise zündet sich eine Newport King an. Dann steht sie auf und bläst ihm den Rauch ins Gesicht. »Und falls ich noch einmal mitkriege, dass du meinen Freund Robbie verarschst, dann fackle ich euch eure beschissene Bude ab.«

Der blaue Rauch hängt wartend in der Luft, und sie starrt Matt mit halbgeschlossenen Augen an, die plötzlich rot und stumpf wirken. Ein winziges Grinsen huscht über ihre Lippen.

»Wie bitte?«, fragt Matt schrill.

»Du hast schon verstanden«, sagt sie, Mission erfüllt, aber jetzt muss sie das Zittern in ihrer Stimme verbergen.

»Du kommst in *mein* Haus und machst *mir* Vorschrif-

ten?« Matt gibt Elise einen Stoß, um zu sehen, was passierte.

Sie starrt ihre Schultern an, wo er sie berührt hat, dann hebt sie den Kopf und erwidert seinen Blick.

»Okay, Matt. Ich glaube, das reicht jetzt.« Jamey stellt sich zwischen die beiden.

»Sie soll verschwinden«, sagt Matt in den Raum.

»Da kannst du Gift drauf nehmen«, knurrt Elise.

Matt zeigt zur Tür. »Dann hau endlich ab.«

»Ich gehe, wann ich will.«

Sie dreht sich noch einmal um und findet Jameys Blick, der ihr – mit einem verblüfften kleinen Lächeln – hinterherschaut.

Elise liegt in ihrem dunklen Zimmer und ascht in eine Dr Pepper-Dose, die neben der Matratze steht.

Sie gehört zu den wenigen Babys, die sich selbst beruhigen können, wenn sie allein in der Wiege liegen, und stundenlang an die Decke starren. Die meisten Menschen schlafen ein, wenn das Licht aus ist, wenn der Sex vorbei ist und Johnny Carson nach der *Tonight Show* gute Nacht gesagt hat; wenn sie doch wach bleiben, stimmt etwas mit ihnen nicht.

Aber Elise hat nie einen Unterschied zwischen Tag und Nacht gemacht, sie denkt kaum darüber nach, ob sie ein Junge oder ein Mädchen, tot oder lebendig ist. Solche Kategorien machen nur Mühe. Elise schwebt darüber, sie ist frei auf eine billige, magische Art.

Sie malt sich aus, was im Haus der beiden Jungs hätte

passieren können. In Elises Familie sind sie Kämpfer – ihre Mutter kann gleichzeitig Auto fahren, rauchen, schalten, Limo trinken, sich die Wimpern tuschen und an alle Familienmitglieder Backpfeifen verteilen, ohne auch nur den Blick von der Straße zu heben. Elise hätte dem Yale-Knirch mit einem Haken die Zähne ausschlagen können.

Sie grinst in die Dunkelheit, stellt sich vor, wie sie mit hochgerissener Faust durch den Ring geführt wird.

Der mit dem Grübchen dagegen, *Jamey* – bis heute Abend hat sie nicht gewusst, dass so jemand existieren kann; es ist, als hätte sie ein Düsenflugzeug am Himmel beobachtet und dann festgestellt, dass es ein Vogel ist. Sie muss sich erst mal neu orientieren.

Letzten Sommer ist sie ohne Plan von zu Hause weggegangen. Sie war zwanzig, ohne Highschool-Abschluss, halb weiß, halb Puerto-Ricanerin, kinderlos. Sie hatte einen Job, aber war nichts Halbes, nichts Ganzes, nicht kriminell, nicht schön, nicht hässlich, nicht durchschnittlich. Elise passt in keine Schublade; sie hat die Züge der Boricua, doch ihre Haut ist alabasterweiß.

Am Morgen nach einem Sonntagsbarbecue im Juni verließ sie ihre Familie und alles, was sie kannte. Die Sippe hatte den Grill und die Picknicktische im Bridgeport-Park besetzt, die Sally-S.-Turnbull-Siedlung erhob sich im Hintergrund, aber weit genug entfernt, um sie für ein paar Stunden zu vergessen.

Da hockten sie, verscheuchten Mücken, lachten Tränen. Ghattoblaster, Hotdogs, Jeans-Shorts und bauchfreie Tops, Kartoffelchips, Cherry-Soda und Sonnenschein, der Hirn und Herzen grillte. Ein rauschendes letztes Abendmahl.

Im Morgengrauen, als alle anderen ihren Kater ausschließen, verließ Elise die Sozialwohnung. Sie ging wie die Mädchen aus den Lagerfeuergeschichten – folgte einem Klopfen an der Tür, das niemand sonst hörte, und verschwand.

Bis heute hatte sie nicht gewusst, warum. Aber Gott sei ihr gnädig, jetzt weiß sie es.

New Haven ist New Yorks magere, farblose Cousine; ein Ort, der so tut, als wolle er nichts, als brauche er nichts. Dieser Morgen ist wie die meisten anderen, wenn die Stadt versucht aufzuwachen und sich vorzeigbar zu machen, die Penner aus den Gassen schüttelt, Straftäter losschickt, um den Müll in Säcke zu speißen, die Waschbären in die Gullys saugt.

Jamey schwebt durch die kalte Stadtlandschaft, und in ihm formen sich Ideen, gären, ihre Wärme strömt aus seinem Mund.

Er geht hinter einer alten Dame her, die sich zur Wintersonne lehnt. Ihr pflaumenblauer Wollmantel steht offen. Im Vorbeigehen sieht er den Leberfleck auf ihrer Wange, handteller groß, wie ein York Peppermint Pattie.

»Guten Morgen, Ma'am«, grüßt er sie und sucht nach Bewusstsein in ihren Augen.

Sie reagiert nicht.

Er fragt sich, ob er den Gruß verbindlich meinte, ob ihn wirklich interessiert, ob ihr Morgen gut oder schlecht ist. Oder ob es bloß eine der vielen hohlen Floskeln ist, die er laut sagt und wie Bonbonpapierchen auf die Straße wirft.

Im Park spielen harte Männer Schnellschach.

Der Tag ist warm genug, um die Eiszapfen in den Bäumen zu schmelzen, woraus eine Art Regen entsteht, der fällt, wenn er Lust hat, mehr tierisch als mineralisch, ein Regen mit eigenem Willen, Empfindungen.

Jamey sieht Pforten – das Bullauge eines Transporters, unbeleuchtete Schaufenster, der Gully, wo der Rinnstein endet –, Muster, die sein Unterbewusstsein entdeckt, da es keine Bedeutung findet.

Irgendwann sitzt er mit einem Kaffeebecher auf den Stufen einer Synagoge. Überrascht springt er auf, als wäre er jetzt erst aufgewacht, wie immer verblüfft, wohin ihn sein zielloses Wandern geführt hat.

Jamey weiß, was sein Professor sagen wird, als er den versteinerten Hof überquert. Er klackt in wildledernen Schnürschuhen die Marmortreppe hinauf, eine Ivy-League-Anziehpuppe, die zwei rosigen weißen Mädchen mit Büchern unter dem Arm die Tür aufhält.

Professor Ford ist mit seiner Geduld am Ende. Sie hatten das Jahr freundschaftlich begonnen, aber Ford fühlt sich verschaukelt, nicht ernst genommen. Er ist enttäuscht.

»Jamey«, sagt Ford, als Jamey sein Büro betritt.

»Guten Tag, Sir.« Jamey lächelt schuldbewusst.

Fords weißes Haar ist zur Seite gescheitelt. »Haben Sie gesehen, was Sie von Professor Hilden für Ihre Hausarbeit bekommen haben?«

»Ja.«

»Der Kurs schreibt über *Othello*, und Sie reichen einen

Aufsatz über den missverstandenen Altruismus der Honigbienen ein.«

»Ich wollte –«

»Verschonен Sie mich.«

Jamey schließt den Mund.

Ford öffnet theatralisch die Hände. »Wollen Sie denn nicht nächstes Jahr Examen machen?«

»Doch.«

»Die Diskrepanz zwischen Ihrem Potential und Ihren Leistungen wächst sich zu einer Beleidigung aus.«

Jamey senkt den Blick, wie es von ihm erwartet wird, während die Sonne vor den leinengebundenen Büchern im Regal eine staubige Hitze erzeugt.

»Es interessiert mich nicht, wer Ihr Vater ist, und auch nicht, wer Ihre Mutter ist«, lügt Ford.

Ford reagiert auf Jamey wie alle anderen, seit jeher: Er hatte eine Schwäche für ihn, wollte von Jamey gemocht werden, hat sonst was von ihm erwartet, und jetzt hasst er ihn, weil Jamey nicht mitmacht.

»Ich tue, was Sie für das Beste halten, Professor Ford«, murmelt Jamey.

Schon als kleiner Junge hat er es gespürt. In einer Gruppe von Kindern war es immer Jamey, den die Erwachsenen ansprachen. Er starrte dann zu Boden, aber wenn er aufsaß, redeten der Betreuer, die Mutter oder der Babysitter immer noch auf ihn ein.

Es passierte sogar bei Leuten, die keine Ahnung hatten, wer er war, die sein Elternhaus nicht aus *Town & Country* kannten, die Scheidung seiner Eltern nicht im *National Enquirer* verfolgt hatten, sich nicht auf die Wirtschaftspro-

gnosen seines Großvaters im *Barron's* verließen, die nicht wussten, dass sie in ihm einen Prototyp vor sich hatten, eine börsengehandelte Aktie, den Idealtypus eines Kindes – so etwas wie Huckleberry Finn oder der Kleine Prinz.

Wenn an der Drogeriekasse jemand zu lange im Geldbeutel kramte, wurde die Verkäuferin rot und bat Jamey nach vorn: *Kommen Sie nur, bis die Dame so weit ist.* Dabei war Jamey nicht einmal ungeduldig; er bekam gar nicht mit, dass die Schlange stockte.

Einmal, als Jamey bei den Morrisons zum Spielen war, hatte er das neue Kaninchen auf dem Arm gehalten, und Thomas hatte gejammert und an ihm herumgezerrt – schließlich war es *sein* Kaninchen! Doch Mrs. Morrison hatte Thomas angeschrien, einmal, zweimal, und dann hatte sie seine kleine Hand von Jamey weggerissen.

»Lass Jamey das Kaninchen, Thomas, *verdammt nochmal.*« Später blickte sie Jamey verstohlen an, die leuchtend roten Lippen leicht geöffnet, und Jamey sah etwas in ihrem Blick, das er für den Rest seines Lebens wiedererkennen würde.

Er nannte solche Momente die Lass-Jamey-das-Kaninchen-Momente.

Die Menschen behandelten ihn wie eins dieser tibetischen Kinder, die als Reinkarnation des Dalai Lama gefunden werden. Sie denken, er kennt das Geheimnis des Lebens. Und dann sind sie beleidigt, wenn er es ihnen nicht verrät. Was passiert eigentlich, wenn das Dorf das falsche Kind zum Propheten kürt?
